

## **BRASILILIEN / PERU: Fluch des Fortschritts - Isoliert lebende Indianer an brasilianisch-peruanischer Grenze durch Schnellstraße bedroht**

Von Gerhard Dilger (epd)

Porto Alegre (epd). Die Bilder gingen um die Welt: Rotbemalte Krieger im Regenwald zielen mit Pfeil und Bogen auf das Flugzeug des Fotografen. Mit den Bildern informierte die brasilianische Indianerbehörde Funai über isoliert lebende Ureinwohner an der peruanischen Grenze in Amazonien. Ihre Welt ist bedroht. Holzfäller und Goldsucher dringen immer tiefer in den Dschungel ein - und Brasilien und Peru planen eine Schnellstraße.

Der Funai-Mitarbeiter José Carlos Meirelles begrüßt die abwehrende Haltung der Indianer. «Solange sie uns mit Pfeil und Bogen empfangen, ist alles in Ordnung», sagt der 60-jährige Waldläufer, der bei dem Überflug vor einem Monat dabei war. «Wenn sie hingegen friedlich werden, droht ihnen die Ausrottung.» Sie wollten keinen Kontakt, «aber natürlich wissen sie von unserer Existenz.» Und er fügt hinzu: «Ich will gar nicht wissen, wie sie heißen, am besten, sie bleiben dort und wir hier.»

Ein riesiges Verkehrsprojekt könnte die Existenz der Gemeinschaft im Bundesstaat Acre grundlegend gefährden. Brasilien und Peru beabsichtigen den Bau einer 1.100 Kilometer langen Schnellstraße, der Transoceánica. Sie soll den Amazonas-Nebenfluss Madeira mit den peruanischen Pazifikhäfen verbinden, um den Weg der brasilianischen Agrarexporte auf den chinesischen Markt verkürzen.

«Die Transoceánica ist die größte Bedrohung für die Indianer und die Umwelt», sagt Meirelles' Kollege Sydney Possuelo. «Wenn die kommt, gibt es kein Halten mehr.» Die Erfahrung mit anderen Trassen im Amazonasgebiet zeigt, was folgt: Siedler, Holzfäller und Goldsucher werden angelockt, über rasch folgende Nebenstraßen zerstören sie den Regenwald und rücken auf die Lebensräume der Ureinwohner vor.

Bei der Flucht von ihrem angestammten Land geraten die isolierten Indígenas oft in blutige Konflikte mit anderen Gruppen. Beim direkten Kontakt mit den Weißen droht die tödliche Ansteckung durch zuvor unbekannte Krankheiten wie Erkältungen oder Masern. Von den ursprünglich 400 Suruí aus dem benachbarten Bundesstaat Rondônia etwa starb wenige Jahre nach einem solchen Zivilisationsschock rund die Hälfte an solchen Krankheiten.

Derzeit ist die Welt für die rotbemalten Krieger noch in Ordnung. «Heute gibt es mehr und größere Hütten als vor 20 Jahren, als wir sie zum ersten Mal überflogen haben, und sie fühlen sich so sicher, dass sie nun an größeren, fischreicheren Bächen wohnen», berichtet Meirelles. «Sie sind stark und gesund, ihre Felder sind sehr groß, dort wachsen unter anderem Maniok, Mais, Baumwolle, Bananen, Papayas und Zuckerrohr.»

Als die Funai-Cessna die langgezogenen Hütten der Ureinwohner zum zweiten Mal überflog, hatten die Männer ihre Kriegsbemalung aus rotem Urucum aufgelegt. Die Frauen waren mit dem Extrakt der Jenipapo-Pflanze schwarz bemalt. Alle trugen Lendenschurze aus Baumwolle. 100 Kilometer südwestlich wohnen Indianer, die laut Meirelles offenbar auf der Flucht aus Peru sind. Beim Anflug verschwanden sie im Urwald: «Wahrscheinlich haben sie in Peru schlechte Erfahrungen mit Flugzeugen gemacht.»

Jenseits der Grenze sei die Lage der indigenen Völker, die ohne Kontakt zur Zivilisation leben, dramatisch, sagt Meirelles. «Die Holzfäller schlachten sie zu Dutzenden ab. Und der peruanische Präsident Alan García bestreitet schlichtweg die Existenz solcher Völker.» Immerhin sah sich García nach den neuesten Aufnahmen genötigt, eine Expertenkommission in den Dschungel zu schicken, die den Vorwürfen der Brasilianer nachgehen soll.

Possuelo ist skeptisch: «Wie können wir von Peru den Schutz der Umwelt und der indigenen Völker verlangen, wenn wir selbst Amazonien in einem enormen Tempo zerstören?» fragt der 68-jährige Waldläufer, der 1987 die Funai-Abteilung für isolierte Indianervölker gegründet hatte. Nach Schätzungen der Behörde gibt es in Brasilien 69 solcher Gemeinschaften, belegt sind bisher 22.

«Wenn es im derzeitigen Tempo mit der Zerstörung weitergeht, ist es nur eine Frage der Zeit, dass die Holzfäller aus Rondônia hier ankommen», glaubt auch Meirelles, dem der Stolz über das weltweite Medien-Echo anzumerken ist. Gleichwohl schwingt Skepsis mit: «Wir sind noch in der Phase des Exotischen, die Leute sind einfach neugierig.» Entscheidend sei, dass sich ganz konkret etwas tut, etwas zum Schutz der Indianer, die sich im Urwald verbergen.